

Ersteinst: außer der Sonn- und Feiertage täglich. Koflet für das halbe Jahr 5 fl., das Vierteljahr 2 fl. 50 kr., ein Monat 85 kr. Mit Zulassung in das Haus 1 fl. Einzelne Nummern 5 kr. Mit Postversendung: Im Inland: halbjährig 7 fl., vierteljährig 3 fl. 50 kr. d. W. Im Ausland: halbjährig 4 fl. 50 kr. Verleger und Eigentümer: Th. Steinhausen's Erben. Für die Redaktion verantwortlich: Georg Essly.

Sermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

Siebenbürger Boten.

Inserate: alle Art werden in der Steinhausen'schen Buchdruckerei angenommen; für Wien besorgen dieselben: Haasenstein & Vogler, Joh.-Gp., Wallfischgasse 10; ferner die Annoncen-Bur.; A. Oepel, Stubenbastei 2, Rotter & Comp., I. Nimmergasse 13, R. Mosse, Seilerstätte 2; für's Ausland: Haasenstein & Vogler in Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main, Basel und Paris; Adolf Steiner, Ann.-Gp. Hamburg. Der Raum einer einpaltigen Carondeille kostet beim einmaligen Einrücken 7 kr., das 2. Mal 6 kr., das 3. Mal 5 kr., d. W., und der Stempelgebühren 20 ct.

Abonnements-Bureau: In Mediasch bei J. Hedrich's Erben, Buchhändler; in Schässburg bei Herrn C. F. Erler, Buchhändler; in Szasz-Reen bei Herrn A. Dengel, Kaufmann; in Broos bei Herrn J. F. Leonhard Kaufmann; in Mühlbach bei Herrn J. Leonhard, Kaufmann; in Maros-Vasarhely in Herrn J. Wittich's Buchhändler; in Klausenburg bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Bistritz bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zeidner, Buchhändler; in Hermannstadt, Unterstadt, bei Herrn Josef Winkler, Kaufmann, Ed. der Burggasse wofür die Abonnements-Beträge franco erbeten werden.

Nr. 249. Hermannstadt, Donnerstag am 23. October 1879. 94. Jahrgang.

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 22. October.

Die österreichisch-ungarische Zoll- und Handels-Conferenz, an welcher von ungarischer Seite auch die Herren Matkovic und Mikulovic theilnehmen werden, trat am 18. d. befüßte Feststellung der Instruktionen für die nach Berlin zu Entsendenden zusammen. Ueber den Beginn der eigentlichen Verhandlungen ist zur Zeit noch nichts bekannt, nachdem die Konferenz erst ihre Beratungen beendigen muß, ehe sie den Termin für den Beginn der Unterhandlungen feststellen könnte, ganz abgesehen davon, daß diesbezüglich die Einladung aus Berlin noch nicht eingelangt ist.

Die Agitation für die Voll-Amnezie der Commune-Verurtheilten, so peinlich sie auch den Mitgliedern des Cabinets Waddington sein mag, wird munter fort betrieben. So hielt der jetzt geradezu unermüdete Louis Blanc vorige Woche zu Perpignan in einem Theater einen Vortrag über die brennende Frage des Tages, die volle Amnezie. Jetzt verlange schon alle Welt diese Maßregel, sagte er, und die Regierung könne sich einem Rufe, der so aus dem Herzen der Nation kommt, nicht lange mehr verschließen. Wäre etwa die Republik verloren, wenn sie einige Republikaner mehr in ihrer Mitte zählte? Redner erinnerte an die vollständige Amnezie, welche dem nordamerikanischen Bürgerkriege folgte, dabei wolle er die Pflichten der Südstaaten gar nicht mit den Empörern der Commune vergleichen, da jene nur das Recht des Stärkeren, diese aber das Recht der Republik für sich gehabt hätten. Die Commune sei, wie Herr Thiers selbst anerkannt habe, nur aus übertriebenem Patriotismus hervorgegangen, ihre Ermächtigung sei eine nichts weniger als locale gewesen. Verschiedene Blätter hätten zum Gemehel aufgestachelt; die ungeheure Zahl der Denunciationen und ungründeten Verhaftungen sei acutenmäßig bekannt, ebenso wie die fremden Regierungen den Charakter des Aufstandes ganz anders beurtheilt und Ungarn z. B. die Auslieferung des Commune-Mitgliedes Bruntl verweigert hätte. Gegen den 16. Mai hätte man sich mit einem Brandmarlungsvotum begnügt, während man die Verteidiger der Republik zu ewiger Verbannung verurtheilt habe. — Die Rede wurde oft von Beifall unterbrochen und schließlich von lauten Hochrufen auf die allgemeine Amnezie begleitet. Aus alledem aber geht hervor, daß die allgemeine Amnezie kaum zu umgehen sein wird. Die Folge davon aber dürfte verhängnißvoll für Frankreich und wahrscheinlich auch für die Ruße Europas werden.

Alle Anstrengungen des französischen Ministeriums, Gambetta zu bestimmen, auf seinen Feldzug gegen das Ministerium zu verzichten und die volle Amnezie über Bord zu werfen, sind als mißlungen zu betrachten. Gambetta will an der Spitze der Bewegungspartei bleiben; da nun aber alle activen Republikaner zur Commune-Partei übergelaufen, so folgt Gambetta dieser Bewegung, um oben auf zu bleiben. Dies seine Politik, seine Moral und sein Verständnis der Sachlage.

Dankbarkeit ist gewiß eine schöne Sache und eine Tugend, welche nur zu oft von Individuen sowohl wie von Staaten vergessen wird. Allein wie in allen Dingen, so kann auch in diesem Punkte eine Uebertreibung stattfinden, und man sieht gerade auf dem Punkte, in diesen Fehler zu verfallen. Der Feldzug gegen die Zulus stielte sich freilich, besonders nach der Schlacht bei Zhandula, als ein viel erprobterer Unternehmen dar, als Anfangs gedacht wurde, allein schließlich war derselbe doch nur ein Krieg gegen „Wilde“, gegen nackte schwarze Barbaren mit Speisen und Keulen.

Niemand wird leugnen wollen, daß die englischen Soldaten in dem Kriege in Süd-Afrika Tapferkeit und Muth bewiesen, allein wenn man die lange Reihe von Donationen und Ehrenbezeugungen berücksichtigt, welche

nummehr seit Wochen den einzelnen Theilnehmern an dem Feldzuge geboten werden, so kann man sich des Gefühles nicht erwehren, daß die Anerkennung der Soldaten auch übertrieben werden kann. England erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thun werde, lautete das grandios einfache Signal Nelsons vor der Schlacht bei Trafalgar, und doch handelte es sich damals um einen Kampf auf Leben und Tod gegen Englands und Europas mächtigsten Feind.

Was würde England heute thun, wenn es in einen großen Krieg gegen eine mächtige europäische Nation verwickelt würde, da es schon nach einem Feldzuge gegen unwillkürliche Barbaren seinen Generalen und Officieren mit fast überwältigenden Ehrenbezeugungen entgegenkommt. Die Ehrenbezeugungen, Orden, Banketts und sonstigen Triumphe der aus Süd-Afrika zurückkehrenden Soldaten nehmen gar kein Ende; jeder einzelne Officier, der seine Pflicht gethan, wird als ein Held gefeiert, wie solcher noch niemals dagewesen, und von der Königin bis zum letzten Dorfcollegium werden deren Thaten als die wunderbarsten gepriesen.

Hätten die Engländer der früheren Zeiten ihre Soldaten mit gleichem Maße gemessen, dann würde jeder Mann der Wellington'schen Armee mindestens ein Bankett verdient und gewiß erbeten haben.

Die agrarische Bewegung in Irland scheint mit jedem Tage größeren Umfang anzunehmen und die Sprache der Agitatoren wird immer offener und lächerlicher. Etwa 500 Pächter des Marquis von Sligo und des Earl von Lucan veranstalteten dieser Tage eine Versammlung in Balinoway, unweit Westport, und verpflichteten sich, keinen Pacht zu zahlen, bis die Grundbesitzer eine dem großen Theile der Preise entsprechende Ermäßigung des Pachtzinses gewährt hätten. Auch kamen sie überein, kein Gut zu pachten, dessen früherer Pächter wegen Nichtzahlung des Pachtzinses beiseite geworfen worden, und Jedermann, der dieser Abmachung zuwiderhandelt, als einen Feind des Volkes zu erklären. — Auf einem Meeting in Armaghdown, Ruam, hat ein ehemals senischer Züchtling, Namens Davitt, eine sehr aufreuerische Ansprache gehalten. Er forderte die anwesenden Pächter zum Widerstande gegen die den Grundbesitzern zur Seite stehenden Behörden auf, und meinte, sie sollten sich vor den nach Irland berufenen Soldaten, „die sich von den Zulus schlagen ließen“, nicht fürchten. In der Nachbarschaft der Kirche von Glanallon, Warrenspoint, Graffschaff Down, wurde ein Drohplacat nachstehenden Inhalts angehängen gefunden:

„Man nehme gefälligst Notiz davon: Jedermann, der in dieses Land kommt, um mehr als 100 pro Acker Landes zu geben, mag sein Leibesgut und seinen Satz mitbringen, denn wir wollen keine erpressungsfähigen Landlords, wie Brady, ermuntern. Sein Haus wird an demselben Abend, wo er ankommt, eingeschert werden.“

Die englische Presse sowie auch die loyalen irischen Blätter bringen darauf, der Agitation ein Ende zu setzen und in erster Linie die Demagogen für erste Ausschreitungen verantwortlich zu machen. So schreibt z. B. der offiziöse Dubliner „Daily Express“: „Für das Blut, welches geflossen — und wir haben alle Ursache, zu glauben, daß sich durch den Knall der Flinten, welcher eine Antwort auf den Appell an's Volk war, noch andere Gewaltthaten ans Licht locken lassen werden — sind die Köpfe derer, welche die Revolution predigten, verantwortlich!“ — Und die „Times“, die sich bisher sehr zurückhaltend äußerte, sagt jetzt in einem ungewöhnlich scharfen Artikel:

Der schlimmste Charakter der Agitation läßt sich nicht verkennen und kann viel dazu beitragen, die friedliche Entwicklung des irischen Lebens zu stören. Sollte es in Irland von den drohenden Worten zu Thaten kommen, so würde die Regierung sich genöthigt sehen, andere Saiten aufzuspannen. Bisher hat das Parlament und das britische Volk eine Politik der Veröhnung beharrlich verfolgt. Allein die Ermordung

von Gutsbesitzern und die thatsächliche Eröffnung des Bürgerkrieges sind nicht angethan, Concessionen herauszufordern. Wenn ein solcher Zustand der Dinge fortbauert, so müsse man von der Politik der Veröhnung absehen und die Strenge walten lassen.

Dernach darf man sich auf baldige strenge Maßregeln gegen die irischen Agitatoren gefaßt machen.

Seit der Einnahme von Kabul hat Rußland seine Bemühungen verdoppelt, sich in die afghanische Frage zu mischen. Die dahin zielenden Andeutungen Schwaloff's, des russischen Botschafters in London, haben aber bei der englischen Regierung kein Gehör gefunden und Rußland scheint vorläufig darauf zu verzichten, in dieser Frage ein Wort mitzusprechen. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß die Vorkampfbewegung der Russen auf Merw aufgegeben ist. Dagegen hat sich in Persien zwischen der russischen und englischen Diplomatie ein stiller Kampf angespannt, der von weitreichender Bedeutung für die Zukunft Afghansistans sein muß. Für diese ist es durchaus nicht gleichgültig, nach welcher der beiden Großmächte der Schah von Persien sich neigt. Nach den bisherigen Berichten hat in diesem stillen Duell Rußland die meisten Chancen für sich. Dasselbe behält also die afghanische Frage fest im Auge; es sucht nur allmählich und auf Umwegen das Ziel zu erreichen, zu dem es sofort und direct nicht gelangen kann.

Lebt die Socialdemokratie noch?

S. P. In französischen Blättern finden wir die Nachricht, daß der bereits wiederholt angekündigte internationale Arbeiter-Congreß nun doch noch stattfinden und demnächst in Marseille zusammentreten soll. Ob die französische Regierung diese Kundgebung ruhig in Scene gehen lassen wird, ist freilich nach den jüngsten Vorgängen einigermaßen fraglich geworden. Von Paris aus ist ja in den letzten Tagen wiederholt in Aussicht gestellt worden, daß nunmehr energisch gegen die Umtriebe der Nothen vorgegangen werden soll. Wenn allerdings der Präsident Gredy erklärt hat, daß „man Alles sagen lassen könne, nur nichts thun“, so wird es darauf ankommen, ob die Staatsmänner in Paris einen solchen Congreß als eine Sammlung von Reden oder als eine That ansehen. Jedenfalls lenkt die Nachricht von der Einberufung dieser Versammlung unsere Aufmerksamkeit wieder auf eine internationale Erscheinung, die Manche vielleicht schon erfordern müssen, die aber von Zeit zu Zeit doch noch Zeichen einer sehr bedenklichen Lebenskraft gibt. Daß die Socialdemokratie auch in Amerika Wurzel gefaßt und sich gefristen hat, ja von dort aus einen neuen Aufschwung zu nehmen droht, sei hier nur beiläufig erwähnt. Hier kommt es uns zunächst darauf an, den jetzigen Stand dieser Bewegung bei uns zu lands und in den übrigen Hauptländern Europas zu mustern.

In Deutschland ist die Socialdemokratie officiell unterdrückt. Die öffentliche Agitation hat aufgehört, die socialistische Presse ist verschwunden. Aber immer und immer wieder müssen wir betonen, daß man sich im Hinblick auf diese äußere Beschränkung nicht in falsche Sicherheit wiegen lassen, daß man von dem Zurücktreten der Symptome nicht auf das Verfliegen der Bewegung selbst schließen dürfe. Diese wählt vielmehr in der Tiefe fort. Schon die manmal über Nacht aufstauenden Socialistenblätter, die freilich rasch wieder unterdrückt werden, sind sichere Zeichen, daß die Socialisten ihr Spiel noch lange nicht verloren geben. Noch deutlicher haben die bekannten Wahlergebnisse in Schlesien und Sachsen bezeugt, daß die Bewegung auch unter dem Socialistengezeck fortglimmt. Man sei also auf der Huth. Den Agitatoren ist das Handwerk zwar gelegt, aber dieser Umstand hat auch seine Reversoite: der Mangel an agi-

Fenilleton.

Zwei Seelen.

Eine Künstler-Novelle von Karl Zastrow.
(2. Fortsetzung.)

„Sieh, Marianne,“ begann Joseph mit sanfter Stimme, „er ist ein schöner, stattlicher und seiner Mann geworden, der Emil Wander; ich habe ihn kaum wieder erkannt; er ist ein ganz anderer Mann, als ich, nun ja!“ fuhr er mit einem melancholischen Lächeln fort, „ich wüßte überhaupt Niemanden in Wildenhain, der ihm den Rang ablaufen könnte. Er spielt Violine mit bewundernswürdiger Fertigkeit, macht auch Verse und kennt die deutschen Dichter auswendig, alles Vorzüge, welche wohl geeignet sind, ein Mädchenherz zu seinen Gunsten einzunehmen; aber, selbst im günstigsten Falle, wenn er's nach etlichen Jahren zu einer einigermaßen einträglichen Stellung gebracht haben und Dein Vater seinen Segen zu Eurem Bunde geben sollte, wirst Du glücklich mit ihm sein können, Marianne? Du, das wohlgezogene, aber immerhin einfache Landmädchen, dem eine stille, anspruchslose Häuslichkeit genügt; er, der stolze, der Welt angehörige Lebemann, dazu bestimmt, in Gesellschaften zu glänzen, daran gewöhnt, stets gesucht und von Huldigungen aller Art umgeben zu werden?“ — Sie waren jetzt an die Einzäunung gekommen, welche den Mariannens Vater gehörigen Garten von dem freien Felde trennte. „Du hast vielleicht Recht, Joseph!“ rief das junge Mädchen noch immer weinend und doch sichtlich gefasster als zuvor, während ihr Begleiter die kleine Worte öffnete, um sie eintreten zu lassen, „jedemfalls danke ich Dir herzlich für Deine brüderliche Liebe, — ach mein armes Herz!“ schluchzte sie, beide Hände wie in der Empfindung eines heftigen, inneren Schmerzes gegen die Brust drückend. „Dann wandte sie sich und indem sie mit flüchtigen Schritten dem Hause zuwies, war sie bald in den dunklen

Schatten der Bäume verschwunden. — Ein kalter Reif war auf die kaum erschlossene Blüthe ihrer Liebe gefallen. — Trübten Wilkes schaute der junge Mann der Davoneitenden nach: „Ich dürfte ihr diese Arznei nicht erproben,“ flüsterte er mit einem tiefen Seufzer, in welchem sich der ganze Schmerz der Entsagung ausdrückte, „und dennoch glaube ich kaum, daß sie wirksam sein wird; aber gleichviel! für mich ist ja ohnehin jede Hoffnung verloren!“ Langsam schritt er auf den Nachbar-Garten zu, in dessen Vorbergrunde, von kräftig ausgewachsenen Linden beschattet, das Wohnhaus seiner Eltern sich erhob.

II.

Emil Wander, der Sohn des vor Kurzem verstorbenen Pfarrers von Wildenhain gehörte zu denjenigen Menschen, die durch ein einnehmendes Äußeres sowohl, als durch ihre sonstigen, empfehlenswerthen Eigenschaften überall, wo sie hinkommen, sich eines freundlichen Entgegenkommens versichert halten können und die man insofern als Günstlinge des Glückes zu bezeichnen pflegt, da ihnen mit wenigen natürlichen Hilfsmitteln, oft nur durch eine zufällige Verteilung von Umständen das gelingt, woran andere, weniger bevorzugte Naturen ihre ganzen materiellen und geistigen Kräfte erschöpfen. Er war von hohem, schlankem Wuchse. Eine edle, freie Stirn wölbte sich über ein dunkles blühendes Augenpaar, welches, von seinen schwarzen Brauen umrahmt, das zugleich feurige und sanfte Naturell des Jünglings verrieth. Emil war eine jener bezaubernden, grünen Naturen, die bei aller Weisheit des Geistes und mit zarter Empfänglichkeit für die Eindrücke alles dessen, was wahrhaft schön und groß, begabt, sich doch überall mit unbefangener Heftigkeit anwerfen, sich vielfach zertrennen, den Gegenstand ihrer Zuneigung nur heute, dafür aber mit ganzer Seele umfassen, morgen mit derselben Leidenschaftlichkeit sich einem neuen Gegenstande hingeben, der, von ihrer üppigen Phantasie in blendende Farbenpracht gekleidet, ihre Sinnlichkeit beschäftigt. Dergleichen Naturen gelangen nie oder doch höchst selten zu einer innern Harmonie ihres Wesens, weil sie keine bestimmten Grundzüge zur Richtung ihrer Handlungen sich gesetzt haben und fast immer nur den Eingebungen ihrer

Laune oder ihres Gefühls folgen. Schon als Knabe hatte Emil durch tausend tolle Streiche seinen Angehörigen viel zu schaffen gemacht, dessenungeachtet aber durch die rührende Gutherzigkeit, mit der er alles Böse zu sühnen bestrebt war, sowie durch die Offenheit, mit der er stets seine Vergehungen eingestand, alle Herzen für sich einzunehmen gewußt. Auf dem Gymnasium des nahegelegenen Städtchens, wohin ihn der Vater in Pension gegeben hatte, war er der gefürchtete Raufbold, gleichzeitig aber auch der von Allen geliebte Mitschüler gewesen. Dabei gelang es ihm nur in den seltensten Fällen, seine Lehrer zu befriedigen; weil er es trotz seiner außerordentlichen Anlagen stets an dem nöthigen, häuslichen Fleiß fehlen ließ und zu einer andauernden Beschäftigung schlechterdings nicht zu bewegen war. Nur für Musik und die klassischen Dichtungen zeigte er ein mehr als gewöhnliches Interesse und Alles, was in diese seine Lieblingsstudien einschlug, wurde von ihm mit ungemainer Vorliebe behandelt. Später steigerte sich seine Neigung zur Musik und schloß die Literatur bis zur Leidenschaft. In seinem siebenzehnten Jahre leitete er vorzügliches auf dem Piano und die Violine wurde von ihm mit Virtuosität behandelt. Seine damaligen Gedichte, obgleich eine große Jugendlichkeit verrathend, zeichneten sich gleichwohl durch Reinheit der Form, musikalischen Wohlklang und durch einen gewissen festen und feischen Schwung, welcher diese Schöpfungen durchwehte, aus; weshalb sie in den kleinen, gesellschaftlichen Kreisen, deren Mittelpunkt Emil war, nie ohne Beifall aufgenommen wurden.

Nur Emils Vater, der alte Pfarrer von Wildenhain, war stets mit dem Treiben des Sohnes unzufrieden gewesen und diese Unzufriedenheit hatte mit jedem Jahre zugenommen. Er, von Jugend an daran gewöhnt, seine Obliegenheiten, welcher Art sie auch sein mochten, mit strengster Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, war, ohne einen Blick nach rechts oder links zu werfen, den Weg gewandelt, welcher ihm zur Erreichung einer sichereren, practischen Lebensstellung nothwendig erschienen.

So war ihm consequentes, entschiedenes Handeln nach logisch aufgestellten Grundsätzen zur zweiten Natur geworden und so auch wollte er den Sohn in das Geleise eines soliden, nächsteren Lebenswandels ein-

tatorischen Impulsen ist den zur Bekämpfung der Socialdemokratie hervorgerufenen Vereinigungen und Organen nicht günstig gewesen. Man hört nur noch wenig von antisocialistischen Congressen und Vereinen, und mit der Bekämpfung der Socialdemokratie droht auch die positive Hilfsfähigkeit zu Gunsten des arbeitenden Volkes einzuschlafen. Ein solches Resultat hat weder die Regierung, noch das Parlament beim Erlass des Socialistengesetzes im Auge gehabt; hoffen wir, daß das Bürgerthum die arbeiterfreundliche Thätigkeit, die schon so glücklich begonnen hatte, wieder aufnehme.

Die Socialdemokratie in Oesterreich-Ungarn braucht gar nicht erst unterdrückt zu werden; man hat ihr von vornherein nicht gestattet, sich zu organisieren. Es bestehen dort eine Anzahl von Arbeitervereinen, die socialistisch angehaucht sind; die meisten verfolgen Bildungs- oder Wohlthätigkeitszwecke; dieselben haben nur einen localen Wirkungsbereich. Gruppen oder Verbände wurden und werden nicht gebildet. Noch schwächer sind die Ansätze socialistischer Agitation in Ungarn.

In Frankreich hat die Socialdemokratie, wie wir bereits hervorgehoben Gelegenheit hatten, durch die Rückkehr der Deportirten, durch die Hundreihen Blanqui's und seiner Genossen, durch die Wahl des Communards Humbert, durch die bekannte Schwelung Gambetta's u. s. w. neues Leben erhalten. Sie steht jetzt im Begriff, sich fester und einheitlicher zu organisieren, und der Marceller Congress dürfte, wenn die Regierung ihn gewähren läßt, dieses Reorganisationswert erheblich fördern. Auf diesem Congress, der vierzehn Tage dauern und alle wichtigen Fragen behandeln soll, die jetzt die Arbeiterwelt beschäftigen, werden aber auch auswärtige Arbeitereckre vertreten sein. Wie die deutsche Socialdemokratie, so beschäftigt auch die englische ihre Bevollmächtigten dorthin zu jenen.

In England scheidet sich Karl Marx, der „Socialistpapier“, von der Führung, wie von der Centralleitung überhaupt zurückzuziehen. Die Verbindung, in welche die socialistische gefärbten Gewerkschaften mit den Liberalen getreten sind, ist nicht nach seinem Sinne. Auf ihrem letzten Congress haben die Gewerkschaften die äußere Politik des Cabinets Beaconsfield verurtheilt und eine Liga gebildet, um die liberale Partei gegen den Tories zu unterstützen. Der Führer der Landarbeiter, Arch, begründete dieses Vorgehen hauptsächlich damit, daß die liberale Partei für agrarische Reformen eintreten und insbesondere für die Befreiung der Grundbesitzer des Grundbesitzes wirken werde. Die Anhänger von Marx, die im vorigen Jahre die auswärtige Politik des jetzigen englischen Cabinets vertheidigten, behaupten nun, daß die englischen Arbeiterführer von den Liberalen „gelaufen“ seien. Dies ändert aber nichts an der Thatfache, daß die Arbeiterbewegung in England durch die Vereinigung der Gewerkschaften mit der Landarbeiter-Union und mit den Liberalen eine neue Wendung und eine erhöhte Bedeutung erhalten hat. Die Friedensresolutionen des Gewerkschafts-Congresses werden dem Arbeiter-Congress in Marcell überreicht werden.

Die socialistischen Verbindungen in der Schweiz haben bisher keine selbstständige Bedeutung gehabt; es sind immer nur Filialen deutscher oder französischer Verbindungen gewesen. Nüchtern zeigt sich aber in der Schweiz eine erhöhte Thätigkeit, besonders auf dem Gebiete der Presse. Ein Theil des Agitationsstoffes, der in Deutschland nicht an die Oerflände zu dringen mag, hat seinen Abzug nach der Schweiz gesucht, und andererseits wirkt die in Frankreich wachsende Erregung nach diesem Land herüber. Hier hätten wir also eine Zunahme der Bewegung zu constatieren.

Wie in einem Theile der Schweiz, so greift natürlich auch in Spanien die extreme, von Bakunin geführte Richtung des Socialismus. Diese, bekannt unter dem Namen des „Anarchismus“ und nahe verwandt mit dem in Ausland weit verbreiteten Nihilismus, erkennt gar keine Staatsform an, die republikanische so wenig wie die monarchische. Der Umwurf aller herrschenden Verhältnisse, aller Herrschaft überhaupt, ist ihr Selbstzweck.

Auch in Italien hat dieser tolle Auswuchs der socialistischen Bewegung seinen Anfang, der aber dort nur sehr dünn gefaßt ist. Socialdemokratische Elemente finden sich auf der apenninischen Halbinsel sehr zahlreich, und Arbeiterverbindungen gibt es in großer Menge. Doch stehen dieselben, wenn gleich sie die Republik anstreben und die „social Gleichheit“ auf ihre Fahne schreiben, fast durchweg auf nationalem Boden.

Kurz, das socialistische Gift fehlt fast nirgends in Europa, nur daß es in verschiedener Form und Stärke auftritt. Ob sich alle diese Erscheinungsformen als Theile eines Ganzen fühlen, ob die Bewegung überhaupt im Sinken oder Steigen ist, wird der Marceller Congress lehren — wenn er zu Stande kommt!

Wien

Budapest, 20. October. Gestern wurde der siebenbürgische Juristentag im Akademiepalast eröffnet. Der Juxta Curiae Georg v. Majlath, als Präsident des letzten Juristentages, hielt in der Eröffnungs-Ansprache eine in allen Kreisen Sensation erregende Diatribe gegen die Justizpolitik der Regierung, welche trotz der Anwesenheit des Justizministers Pauler mit Applaus und Beifall überschüttet wurde. Der oberste Landesrichter bekämpfte die Systemlosigkeit der Regierung und der Legislative bei juristischen Schöpfungen, ihre Inconsequenz, die Rücksicht der Vertheidigten, das Aufheben und Abweisen von bereits acceptirten Grundprincipien und Erungenschaften — ein Vorgehen, das den Glauben in die Gesetzes-Continuität im Volke erschütterte

gezwängt, seinem Ziele entgegen gehend wissen. Diesen Zweck im Auge trat er oft mit fast unnatürlicher Strenge gegen den Jüngling auf; nicht ahnend, daß ein nach allen Richtungen hin so vielerprobender, dabei ausschweifender und für jeden Eindruck so äußerst empfänglicher Geist der sorgfältigsten Leitung und Pflege und einer überwiegend liebevollen Behandlung bedürfte, wenn er sich nicht selbst verlieren sollte.

Ob der alte Wander nicht gerade durch die unbesugte Strenge seines Erziehungssystems den Grund zu dem letzte, was als unsittlich und schwankend in Sinn und Charakter des Jünglings bezeichnet werden mußte, mag unerörtert bleiben. Gewiß aber hätten sich die vielseitigen Anlagen des jungen Mannes bei Weitem herrlicher und glänzender entwickelt, sein Denken und Handeln wäre weniger haltlos gewesen, hätte der Vater, die glühende Neigung des Sohnes für die Kunst berücksichtigend, ihn einen dieser Neigung entsprechenden Lebensweg einschlagen lassen. — Im auffallenden Widerspruch zu des Vaters unbesugter Charakterstrenge und Entschiedenheit stand die unaussprechliche Liebe und Zärtlichkeit des Gemüths, wie sie sich im Aeußern der Mutter kund gab. Ihr ganzes Wesen, stets zur Verjöhnung geneigt, nur aufopfernde Liebe athmend, wo der Gatte kaltes Pflichtgefühl walten ließ, trug das Sprühe jener anziehenden, sanften Heiterkeit, die stets das Kennzeichen einer schönen, reinen Seele ist. Sie war der Engel, welcher die schroffen Gegensätze zwischen Vater und Sohn vermittelte und der letztere hing mit an Schwärmerei grenzender Liebe an der Geliebten. In ihrer Gegenwart fand er sich stets gehoben, zu allem Guten begeistert und wo er des Vaters Aufträgen mit einem gewissen Zwange nachkam, that er der Mutter Alles zu Liebe, was er ihr nur an den Augen absehen konnte.

Noch vor Beendigung seines neunzehnten Lebensjahres hatte Emil die Universität der Hauptstadt bezogen, wo er, dem Wunsche des Vaters gemäß, Theologie studiren sollte. Angeregt von dem bunten Leben und Treiben der Residenz und unwiderstehlich angezogen von den mannigfachen Vergnügungen, die dem unerfahrenen Jüngling den ganzen Weg der Reue entgegen trugen, mußte dieser sich bald von der moralischen

und gefährlich sei. Redner fordert Richter und Advocaten auf, sie mögen einträchtig und energisch gegen solche Tendenzen ankämpfen; wenn man Reformen auch überführt eingeführt hat, so muß man abwarten, bis sie eingelebt, aber nicht Principien wie Kleider saisonmäßig wechseln. Der neugewählte Präsident Professor Wenzel bereichte Herrn v. Majlath in seiner Rede neue Opationen, indem er dessen Verdienste um die Justiz des Landes feierte. Der Juristentag acceptirte den Ausschlußbericht mit einer herben Kritik gegen die Justizpolitik der Regierung.

Wien, 20. October. (Ein diplomatischer Scandal.) Der bekannte Streit zwischen dem italienischen Botschafter Ciadini und dem jetzigen italienischen Cabinet Carvoli wächst sich zu einem artigen Scandal aus, in welchem General Ciadini gerade keine besonders vortheilhafte Rolle spielt. General Ciadini hat, wie erinnerlich, seine Demission gegeben. Die Vorgesichte des Sirates ist bekannt. Während die französisch-englischen Verhandlungen über die Gestaltung der Dinge in Egypten schwebten, versuchte Italien durch seine Botschafter in Paris und London dahin zu wirken, daß auch ein italienischer Bevollmächtigter zu der französisch-englischen Controlcommission in Egypten zugezogen werde. Zu London gab man dem italienischen Botschafter eine mäßige Hoffnung auf Erfolg. In Paris, wo General Ciadini die italienischen Interessen vertrat, lehnte man dagegen jede italienische Theilnahme energisch ab. Das jüngste diplomatische Grünbuch, welches das Cabinet Carvoli der Kammer vorlegte, veröffentlichte einige darauf bezüglichen Depeschen des Generals Ciadini. Darüber ist nun der General außer sich, er glaubt sich vor Europa blamiert und ist nicht einmal damit zufrieden, daß er seine Demission gegeben hat. Er hat seinem Arger auch noch in einer Unterredung, die er mit einem Redacteur des Pariser „Figaro“ hatte, in besonderer Weise Luft gemacht, indem er demselben gegenüber sich in ungehörter Weise über das Cabinet Carvoli beklagte, obwohl (richtiger wohl) er wußte, daß der Figaro diese Unterredung sofort veröffentlichen würde. Die diplomatische Welt ist über die Handlungsweise des Generals Ciadini außerordentlich überrascht und sein Gedächtnis erweckt ein sensationelles Interesse, denn Ciadini spricht sich in unerhört indiscreter Weise über seine Regierung aus. Er erzählt u. A.:

Nachdem ich dem Ministerpräsidenten Carvoli das negative Resultat meiner Bemühungen bei Minister Waddington telegraphisch mitgeteilt hatte, erhielt ich einige Stunden später eine Depesche des italienischen Premierministers; dieselbe sagte mir ohne Umschweifen, daß das Cabinet sehr erpönt wäre über den geringen Erfolg, den ich bei Herrn Waddington erzielt habe, und um seine Unzufriedenheit zu verfestigen, machte er mir Mitteilung von den Vortheilen, welche unser Botschafter in London, General Menabrea, gegenüber dem Lord Salisbury erlangt hatte. Letzterer hatte sein Urtheil im Sinne des Generals Menabrea abgegeben und hinsichtlich der Forderungen Italiens hatte er ihm sogar das Vorzeuße der Justiz als dasjenige bezeichnet, welches für den Vertreter der italienischen Regierung in dem Conseil d'Etat Paris am angemessensten wäre. — Die Italiener sind sehr stark in der Jurisprudenz, hatte Lord Salisbury gesagt, man muß ihnen deshalb die Justiz reservieren. — Nach Empfang dieser Depesche kehrte ich zu Herrn Waddington zurück, und ich gewann in Folge einer langen Unterhaltung, welche ich mit Ihrem Minister des Auswärtigen hatte, die Ueberzeugung, daß Lord Salisbury keine sehr große Freimüthigkeit gegenüber dem General Menabrea bewiesen haben konnte, und daß in Wirklichkeit ein Einvernehmen zwischen Frankreich und England bezüglich der Ausschließung der Vertretung im ägyptischen Ministerium bestand. Ich machte von meinem Entschluß, oder besser gesagt, von meiner Unterzuehung meinem Gouvernement Mitteilung. Diesmal erhielt ich einen Tadel, einen strengen Tadel. Man machte mir den Vorwurf, daß ich es bei den Forderungen, mit denen ich beauftragt war, habe an Eagerie setzen lassen; man jagte mir, daß ich Herrn Waddington nur hätte beweisen müssen, daß die abzuweisende Erklärung, welche man mir entgegengelegt hatte, geeignet wäre, die Beziehungen der beiden Länder bloßzustellen. Diese Depesche machte mich völlig verzweifelt, denn es ist für einen Botschafter nicht gebührend, eine befreundete Regierung mit einem Bruche zu bedrohen, ohne vorher und in formeller Weise dazu ermächtigt worden zu sein. So bedenklich mir auch die schwebende Frage erschien, konnte ich mich doch nicht entschließen, die eingeleiteten Unterhandlungen durch ein Ultimatum zu beenden. ...

Marquis Salisbury mag sich bei dem General Ciadini für diese öffentliche Erklärung bedanken. Auch für Carvoli muß es außerordentlich angenehm sein, in dieser Weise von seinem Botschafter in einem französischen Blatte losgesagt zu werden. Jedenfalls ist es ein colossaler Scandal, daß ein Mann in der Stellung des Generals Ciadini nicht weiß, was er sich selbst und seinem Lande schuldig ist. Dann erheben sich documentirt er in der vorstehenden Veröffentlichung nicht allein seine eigene Unsicherheit, er compromittirt auch seine Nation, indem er sich in einem fremdlandischen Blatte in eine Polemik mit seiner eigenen vorgelegten Regierung einläßt. Als La Marmora sein vielberühmtes „Weg der Ehre“ ergriffen ließ, prophezeiten viele der Italiener, daß sie keinen jege nannten „Armen Paragraffen“ bejagen; angesichts der heutigen Handlungswiese des Generals Ciadini wüßten es vielleicht Viele von ihnen bedauern.

Lebensweise, die er wohl Anfangs seinem Vater zu Liebe sich vorgezogen hatte, entfremden. Bald genug lernte er den verführerischen Zauber kennen, welcher in der Ungebundenheit eines freien, ledigen Studentenlebens liegt, und dem Einfluß desselben unterliegend, stürzte er sich mit ungebändigtem Entzücken in das wilde, tolle Treiben. Immer bemüht, es seinen Kollegen zuvor zu thun, war er bald als einer der kühnsten Reiter und als ein nicht minder ausgezeichneter Spieler bekannt. Dabei besuchte er ununterbrochen die Theater oder Concerte und fand irgendwo ein glänzender Ball statt, durfte man mit Sicherheit darauf rechnen, ihn dort zu finden. Auf diese Weise konnte es nicht fehlen, daß die ihm von den Eltern zur Verfügung gestellten Geldmittel vor der Zeit zu Ende gingen. Seine Bitte um Ueberweisung neuer wurde durch einen sehr ernsten Brief des Vaters beantwortet, welcher, eine verhältnißmäßig geringe Summe enthaltend, gleichzeitig die Drohung aussprach, diese Hilfsquelle über kurz oder lang versiegen zu lassen, wenn der Sohn nicht bei Zeiten lerne, mit seinen Mitteln auszuhalten und eine geregelte Lebensweise führen.

Die ersten Worte des Vaters bewirkten wenigstens so viel, daß Emil sich eine Zeit lang von allen außer dem Kreise seiner Hülftlichkeit liegenden Zerstreuungen fern hielt, fleißiger seine Collega besuchte und sich wieder den edleren Genüssen, die ihm poetische und musikalische Unterhaltungen gewährten, ausschließlich zuwandte. Bald jedoch löste ein Umstand ein, der seinem ohnehin schwankenden Lebenslauf eine gänzlich veränderte Richtung gab.

Notiz

— Eine Berliner Dichterin lag auf dem Sterbebette und schied sehr ungerne von dieser Welt. Ihr Ehegatte stand bei ihr und tröstete sie mit den Worten: „Träume die nicht darüber, bei Du sterben müßt, bei findet sich Alles, nu er wird schon jehen! Sey mal, einmal in unser Leben müssen wir doch alle sterben!“ — „Schafstopp“, lispelte die Kranke, „bet is er ja eben! Wenn man jeben oder jwömal sterben müßt, dann würde ich mir aus bet eine Mal nicht machen.“

Paris, 20. October. Das „Journal des Debats“ meint, da die neue Veränderung des Ministeriums in Konstantinopel die Lage der Türkei erschwere. — Die „Agence Havas“ veröffentlicht eine Note, welche die in den Journalen ventilirten Gerüchte widerlegt und erklärt, daß zwischen dem Präsidenten Grévy und dem Cabinet die vollkommene Uebereinstimmung herrsche. Unter den Ministern bestehe keinerlei Meinungsverschiedenheit.

Mar seille, 20. October. Gute ist der Congress der Socialisten Frankreichs hier zusammengetreten, um in vierzehntägiger Berathungsbauer alle Programmpunkte des Socialismus zu behandeln und endlich eine eigentlich socialistische Arbeiterpartei Frankreichs ins Leben zu rufen. Sowohl englische, als auch belgische Associationen sind durch Delegirte vertreten.

Berlin, 20. October. Die socialdemokratische Arbeiterpartei Deutschlands hat ein Parteiorgan, „Der Socialdemokrat“, ins Leben gerufen, welches in Leipzig redigirt, hier jedoch erscheinen wird. Die Parteilung hat alle Anstalten getroffen, um bei eventuellem Verbot dieses Blattes dessen Verbreitung in Deutschland dennoch zu ermöglichen.

Charleroi, 20. October. Die Arbeiter beginnen ihre Arbeiten wieder aufzunehmen. Die socialistischen Placate fordern zu einstweiliger Aufnahme der Arbeit auf, bis die allgemeine Arbeitseinstellung in allen drei Becken gelingen wird.

London, 20. October. Von Kabul wird der Anmarsch von 3 esghaniischen Cavallerie- und 6 Infanterie-Regimentern von Turkistan her signalisirt.

London, 20. October. Folgende Veränderungen im englischen diplomatischen Corps wurden vorgenommen: Rumbold, bisher Ministerresident in der Schweiz, geht nach Buenos-Ayres; Vivian, bisher Generalconsul in Egypten, kommt nach der Schweiz und Kallet, bisher erster Secretär der englischen Botschaft in Konstantinopel, geht nach Egypten. Letzere Ernennung wird als Zeichen der Verdienlichkeit gegen Frankreich aufgefaßt.

Bukarest, 20. October. Im Senate legte Boresco das von der Kammer am 18. October votirte Revisionsgesetz vor. Die Vorlage wurde sofort an die Sectionen vertheilt und gelangt morgen zur Berathung.

Belgrad, 20. October. Eben rückte die gesammte erste Klasse des Milizheeres zu mehrtägigen Lagerübungen aus; auch die Train- und Sanitätscolonnen mußten im Lager erscheinen. Sämmtliche Brigaden dieser Klasse werden Henry-Martini-Gewehre erhalten. — Es circulirt das Gerücht, daß ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit Bulgarien gestern zustande kam; ein formlicher Vertrag soll dieser Tage hier von den Herren Ristic und Dr. Kirovics unterzeichnet werden.

Konstantinopel, 20. October. Der neue Minister des Aeußern, Savas Pascha, hat dem russischen Botschafter gestern einen längeren Besuch abgestattet. Fürst Lobanoff-Rozowski übte momentan den größten Einfluß im Palais aus und in gutunterrichteten Kreisen wird an gewisse Zwischendeckelungen und Rußland getroffene Abmachungen ernstlich geglaubt.

Local- und Tagesnachrichten.

- Hermannstadt, 23. October. — Der k. ung. Minister für Cultus und öffentlichen Unterricht hat den in provisorischer Eigenschaft angestellten leitenden Lehrer der Hermannstädter Staats-Elementar-Vorschule, Karl Mayer, in seiner Anstellung definitiv bestätigt. — Die Einverleibung der kleinsten Comitatsgemeinden Durles, Belschdorf und Kirlich des Diebstahlmarterer Suplicierbezirks in den Einheitsbezirk der Suplicierbezirk wurde mittelst Verordnung des Ministeriums des Innern, Zahl 46,140 I. 3. genehmigt. — Die Klausenburger Advocatenkammer gibt bekannt, daß der Advocat Dr. Ignaz Weis in Folge seiner Ueberfiedlung nach Kronstadt aus der Kammerliste gestrichen wurde. — (Ungarische Theater.) Die Stupa'sche Theatergesellschaft ist vorgestern hier eingetroffen und beginnt heute die Reihe ihrer Vorstellungen mit dem Lustspiel „A csapodár“ und der Operette „Liebesstraß“. — (Zwei Bauernfänger) sind wegen falschen Spiels gestern dem k. Gerichtshofe angezeigt worden. — (Verlaufen) hat sich ein Vorsteherhund, braun mit weißen Flecken.

— Aus Szegedin schreibt unser Correspondent: Die Eindämmungen Szegedins haben begonnen, und trotzdem sich zahlreiche Unternehmern eingeladen haben, wird die Arbeit dennoch in Regie gemacht. Der Ringdamm an der Altschlössa wurde auf geschlossene Offerte zum Aufbau beauftragt; achtzehn Unternehmer, hiesige wie Wiener, Pesther, Deutschländer und Franzosen nahmen theil, die Alle 65,000 fl. Caution geben mußten; nachdem sich aber ein enormer Unterschied zwischen den Annahmepreisen — von 28 bis 70 kr. per Kubikmeter — herausstellte, so übernahm es der Regierungsverwaltungszantolits in Regierungsverwaltung und wird die Arbeit in ungeschätz drei Wochen beenden. Bei der zweiten Offertverhandlung nahmen fünf Unternehmer theil, die 85,000 fl. Caution gaben; auch hier fand die Regierung die Preise zu hoch und nun wird der große Percjoraer Damm, die gefährlichste Stelle, diejenige, welche am ersten einriß, in Regie der Percjoraer Dammbaugesellschaft in Angriff genommen; so viel ist jedoch gewiß, wenn für diese Strecke nicht mehr als 25 bis 35 kr. bezahlt wird, wie bisher, so kommt dieser Damm bis zum Eintritte des Frühjahrs-Hochwassers nicht zur Vollenzung, da es an Kosten mangelt und der richtige professionelle Kubikmeter sich nicht bessere Preise bei Unternehmungen liefern kann. Bei Dorogma arbeitet der Unternehmer Klein, bei Bördösláza und Szaroz der Unternehmer Deutsch. Diese bezogen mehr und sorgen für die Ueberkunst der Leute gegen das nun täglich unglücklichere Wetter. Der Kubikmeter ist jetzt gekauft und wurden zwei Partien, beläufig tausend Mann, von Unternehmern nach Siebenbürgen acquirirt, was Mangel an hiesigen Arbeitskräften hervorbrachte, und wenn nicht bald, durch bessere Preise, ungefährt vier- bis fünfzehntausend tüchtige Arbeiter ankommen, so dürfte der Aufbau des Percjoraer Damms zweifelhaft werden und unsere Stadt abermals das Hochwasser zu fürchten haben.

Wer den echten professionellen Szegediner und Dorogmaer Kubikmeter kennt, der weiß, daß derselbe die schlechteste Witterung, Kälte und Frost erträgt, sozusagen unter freiem Himmel wohnt, da er mit Ausnahme einer Schutzmatte kein anderes Dodaß beansprucht; der fremde Erdarbeiter, Italiener oder Krainer aber bei der ersten Kälte Alles im Stiche läßt, und so wird es der Percjoraer Dammbaugesellschaft ergeben, die darauf besteht, gar keine Vorarbeiten für die Erdarbeiter aufzustellen. Die Percjoraer Strecke benötigt allein sechs- bis achttausend Arbeiter; acht Tage sind darüber und sind bloß etwa achttausend bis tausend Arbeiter angestellt. Ohne Unterkunftsbaracken wird es sehr schwer halten, auf dieser dem Strecke, fünf Stunden weit von Szegedin, Tausende von Arbeitern zu acquirieren. Dies möge die Regierung beherzigen.

— (Der Winter.) Die aus den meisten Theilen des Landes einlangenden Witterungsberichte melden übereinstimmend den bereits erfolgten Eintritt des Winters, und in Folge dessen, den Nothstand in vielen Gegenden. So wird aus Kaschau unterm 17. d. geschrieben: Es schneit den ganzen Tag. Es herrscht factischer Winter, was um so betrübender ist, als der schlechte Ernte wegen im ganzen Comitate Noth und Elend herrscht. Es gibt Drischasten, welche im nächsten Monate schon verplegelt werden müssen. — In Márkusfalva war ein

riefiger Schneefall, der einen, nach Hunderttausenden (?) zu berechnenden Schaden in den Nichtenwäldern verursachte. — Auch in Nagybánya hat es schon wiederholt geschneit. — In Schennig ist die Kälte schon so intensiv, daß auf dem sogenannten „Berestauer Berg“ zwei Männer erfroren sind. — Auch die Berichte aus Rosenau, Debreczin, Komorn und Sedenburg wissen nur von Kälte und Schnee zu berichten.

— (Falsche Raime.) Der Minister des Innern hat, mittelst Circular die übrigen Jurisdictionen in Kenntniß gesetzt, daß laut Anzeige des Budapister kaiserl. türkischen General-Consulates sich mehrere tausend Stücke falscher Raime im Verkehre befinden. Die Falsificate lauten auf 100 Paßer und ist der größte Theil derselben mit den laufenden Nummern 12 und 15 versehen.

— (Vor Schrecken wahnsinnig geworden.) In Boskany brach jüngstens ein Feuer aus, das die Bevölkerung nicht wenig alarmirte. Ein daselbst mit seiner Mutter zusammenlebendes zwanzig-jähriges israelitisches Mädchen sank beim Anblick der ausbrechenden Flammengarbe besinnungslos zusammen, und als man sie wieder zum Bewußtsein brachte, war ihr Geist umnachtet. Bald darauf fing sie zu toben an, so daß nichts anders übrig blieb, als sie zu binden und sie ins Spital nach Fünfkirchen zu überführen.

— (Jagdabenteuer mit einem Bären.) Jetzt, in der richtigen Bärenzeit — schreibt ein Jünger Sanct Hubert's dem „Magyarvorhag“ — erlauben Sie mir, Ihnen eine ergötzliche Bärenjagdgeschichte mitzutheilen, nur dürfen Sie dem, welchem sie kürzlich passirt ist — Herrn S. P. im B—er Comit— meinen Namen nicht verwechseln, sonst bin ich vor ihm meines Lebens nicht sicher. Der alte Herr war zum erstenmale in seinem Leben auf einer Bärenjagd. Dort stand er in seinem buschigen Versteck auf der Berglehne, den Sägen vor sich haltend; der Wald widerhallte vom Anschlagen der Meute und — warum es leugnen? — unserem Waidmann war nicht zum Besten dabei zu Muth. Das Hundegerölle rüdt immer näher und plötzlich durchbricht das Buschwerk ein stattlicher Bär. Beim Ueberklettern eines ungeschützten Baumstammes gewahrt Peh den Jäger, bleibt etwa zehn Schritte weit vor ihm stehen und betrachtet sich den Mann. Wir möchten gern unsern „Somu-Bäsi“ darum fragen, welche Figuren damals der Lauf seines Stuhles in die Luft zeichnete. Als der Bär den furchtamen Gegner sich ansah, wandte er ihm verächtlich den Rücken zu und trabte weiter die Berglehne hinab. War es nun die von den Bärenjägern aufgewirkelte Erde, welche ihm in Mund und Augen geflogen war, oder war in dem alten Herrn plötzlich der Muth aufgeflammt, genug, der Stutzen ging los, ein Knall und der zottige Peh stürzt verendend zusammen. Er hatte nicht einmal so viel Zeit, sein Testament zu machen. Die auf den Schuß herbeigekommenen Jagdgesellschaft umringten den glücklichen Schützen und fingen dann an, die Beute zu untersuchen, aber, so sehr sie auch suchten, nirgends eine Wunde, auch nur so groß, wie ein Stecknadelknopf! Unzählige gute und schlechte Wege werden gerissen auf den Schreck todt gebliebenen Bären und auf den Schützen, der schon sein Jagdglück zu verwünschen anfängt. Man zieht dem Bären das Fell ab, aber auch jetzt zeigt sich nicht die geringste Verletzung. Die Meute treibt sie dazu, den Bären zu sechsen und siehe da, die Bauchhöhle ist voll gestochenen Blutes und im Herzen steckt die Kugel. Natürlich war auch der Weg ersichtlich, auf dem sie hineingekommen. Ein schallendes Geräusch begleitete diese Entdeckung, denn Samu bäsi hatte genau im rückwärtigen Centrum und zwar so sehr in puncto puncti das Wild getroffen, daß die Kugel gar nicht nötig gehabt hatte, sich einen Weg zu bahnen, da sie ja „freies Entree“ fand. Sollten Sie einmal Derungen und das Castell des Herrn S. P. besuchen und dort vor seinem Bäte ein prächtvolles Bärenfell als Fußteppich erblicken, dann rathe ich Ihnen, Herrn v. P. ja nicht zu fragen, an welcher Stelle er den Bären getroffen? — denn sonst ist's aus mit der Freundschaft für immer.

— (Heilmittel gegen die Lungentuberkulose.) In der „Medicinischn Presse“ veröffentlicht Dr. Protop Rokitanzky seinen Aufsatz über die Verwendung des benzoesauren Natrons als eines Heilmittels gegen Lungentuberkulose. Nachdem die ersten Publicationen des Dr. Kropat, Rokitanzky's Assistenten, über die Versuche, die mit benzoesaurem Natron gemacht wurden, so viel Aufsehen erregt und so viel Staub aufgewirbelt haben, ist es nur gerecht, jetzt das Wort Rokitanzky's selbst zu vernehmen. Dr. P. Rokitanzky beruft sich auf die mikroskopischen Untersuchungen des Professors Klebs, auf die Erfahrungen und Beobachtungen Dr. Schüller's, um die Anwendung des genannten Mittels zur Zerföhrung der Bakterien zu rechtfertigen, er hält sich aber fern davon, das benzoesaure Natron als eine Panacee zu rühmen, sondern spricht stets nur von Versuchen, die bisher mit diesem Mittel von ihm in Zusammenhang gemacht wurden. Die Fälle, in denen es angewendet wurde, beschränkt er vorläufig noch nicht, fällt jedoch deren Publication zu. Dagegen beschränkt er ganz ausführlich das angewendete Verfahren, um möglichst viele Theilchen von benzoesaurem Natron in die Lungen zu bringen. In einigen kritischen Bemerkungen, die Dr. Schnitzler hinzusetzt, wird im Allgemeinen bestritten, daß durch Inhalation viel medicamentöser Stoffe in die Lunge gebracht werden kann, und so bleibt die Frage, ob endlich ein Mittel gegen die Lungentuberkulose gefunden wurde, noch immer eine offene, und die Hoffnungen, die freilich nur in Ländern, in das benzoesaure Natron geknüpft wurden, haben sich wenigstens bis jetzt noch nicht erfüllt.

— (Jan Matejko) soll sich, wie der Krakauer Correspondent des „Dziennik Poznanski“ meldet, ziemlich krank fühlen und weit gegenwärtig in Krzeslowice. Daselbst wurde der polnische Künstler dieser Tage von dem Secretär des Krakauer Künstlervereins, Herrn Abramowicz, besucht und gebeten, auch eines seiner Kunstwerke, gleich Gie-miadrski, dem nationalen Museum zu spenden. Matejko gab darauf zur Antwort, daß er jetzt nichts geben könne, weil er nichts Passendes habe, und auch nichts verpasse, weil er nicht wisse, ob sich sein Gesundheitszustand bessern werde. Nach seinem Tode werde aber die Nachwelt erfahren, was er für seine Nation zurückgelassen.

— (Zwei jugendliche Abenteuer.) Der 17jährige Sohn eines Berliner Manufacturwaaren-Händlers und der gleichaltrige Sprößling eines Beamten, hatten den Entschluß gefaßt, zur See zu gehen. Um sich die Mittel zur Ausrüstung zu schaffen, erbrach der Sohn des Kaufmanns das Cylinderbureau seines Vaters und entwendete aus demselben die Summe von 840 Mark. Zunächst kauften dann die Burischen zwei Revolver mit der nöthigen Munition, ferner einen Koffer, drei Anzüge und sechs Paar Stiefel. So ausgestattet wollten sie, um einer etwaigen Feindschaft auf dem dortigen Bahnhofe vorzubeugen, mit einem Wagen nach Spandau fahren, um vor dort die Reise auf der Eisenbahn nach Hamburg zu unternehmen, von wo aus sie sich nach Amerika einzuschiffen gedachten. Ehe sie jedoch ihren Plan zur Ausführung gebracht, wurden die Abenteuerer, nachdem sie sich zwei Tage umhergetrieben, aufgegriffen und den resp. Eltern zugeführt. Der Kaufmannssohn befandete sofort tiefe Reue über den begangenen schlechten Streich und versprach nach einer eindringlichen Strafpredigt volle Besserung. Der Sohn des Beamten nahm die Sache jedoch tragischer, denn noch in derselben Nacht nach seiner unfreiwilligen Heimkunft versuchte er es im Bett, sich in selbstmörderischer Absicht mit einem Tischmesser die Pulsadern zu öffnen. Sein unglückliches Vorhaben wäre ihm auch gelungen, wenn nicht die Mutter auf das sich ankündende Höchste ihres Sohnes aufmerksam geworden wäre und durch rasches Einschreiten eine Verblutung verhindert hätte. Der durch den Blutverlust stark geschwächte Patient befindet sich bereits auf dem Wege der Besserung und ist, nachdem

ihm von den Eltern volle Verzeihung geworden, von seinen Selbstmordgedanken abgelenkt.

— (Eine neue Zeiteinteilung.) Für die Uhrmacher eröffnet sich die Aussicht auf eine ganz ungewohne Conjunction. Ein Berliner Blatt schreibt nämlich: Das Zeittheilungs-System ist durch die Münz-, Maß- und Gewichts-Reform zur Herrschaft gelangt, somit dürfen wir, sofern wir consequent sein wollen, auch nicht davor sprechen, unsere Zeit nach dem Decimal-System einzutheilen. Vor fünf Jahren hat bereits ein Herr Ferdinand Noll in Brandenburg an der Havel vorgeschlagen, den Tag in 20 Stunden und die Stunde in 100 Minuten zu theilen, dann aber die Bezeichnung der Stunden hintereinander „1 Uhr bis 2 Uhr“ einzuführen. Post-, Eisenbahn- und Telegraphendienste besonders erhielten hierbei eine wesentliche Erleichterung, denn dadurch würden die Zeitbezeichnungen „Tag“ und „Nacht“, „Vormittags“ und „Nachmittags“, „Morgens“ und „Abends“ überflüssig. Vorläufig scheint jedoch das Project keine allzu glänzenden Aussichten auf baldige Realisirung zu haben, da die dabei wohl am meisten interessirte Telegraphie auf ihrem letzten Congreß die Angelegenheit ganz kurzer Hand abgethan und das Project als „nicht zur Discussion geeignet“ bei Seite gelegt hat, obgleich namhafte Autoritäten, darunter der Director der Berliner Sternwarte, sich für dasselbe ausgesprochen haben.

— (Unglückliche Fehltätigkeit.) Ein Sohn des bekannten konapartijischen Advocaten Bujon-Billault und also ein Enkel des verstorbenen Ministers Billault ist soeben in Paris im Alter von 24 Jahren auf eine traurige Art aus dem Leben genommen. Er übte sich auf einem Fehstboden, als an dem Feuer seines Gegers durch einen unglücklichen Zufall der Knopf abbrach und dieser ihm mit der nun blanken Waffe eine tiefe Wunde in den Hals versetzte. Die Schagader war zer-schnitten, und alles Bemühen der Aerzte blieb vergeblich. Der junge Mann gab noch am selben Abende den Geist auf. Er war Auditor beim Staatsrath.

— (Der Adel in Frankreich.) Graf Hauser-Steenhuyse bringt in seinem jüngst erschienenen Werke „Les Coutumes Féodales“ einige interessante Details über die Vermehrung des Adels in Frankreich seit Beginn dieses Jahrhunderts. Er sagt: „Napoleon I. ernannte 9 Fürsten, 32 Herzöge, 388 Grafen 1090 Barone. Die Restauration schuf 17 Fürsten, 70 Herzöge, 70 Marquis, 63 Grafen, 62 Vicomtes 215 Barone und verließ 785 einsache Adelsverträge. Die Julimonarchie machte 3 Herzöge, 19 Grafen, 17 Vicomtes und 59 Barone. Kaiser Napoleon III. ernannte schuf 12 Herzöge, 19 Grafen und Vicomtes, 21 Barone und 368 einsache Adelige. Wird noch eine gewisse Anzahl von Titeln und Prädicatsverleihungen hinzugezählt, welche nicht veröffentlicht wurden, und welche der Verfasser auf fünfzehnhundert an gibt, so ergibt sich daraus, daß in Frankreich seit der ersten Revolution nicht weniger als 3000 Adels-erhebungen stattgefunden haben. Es ist das eine enorme Zahl, welche beweist, daß es trotz aller demokratischen Institutionen in der Natur des Franzosen liegt, nach der Erhebung in den Adelsstand zu streben.

— Ueber die förmliche Besetzung von Kabul am 12. d. M. und über die Ansprache, welche General Roberts an die Bewohner gehalten hat, liegt erst heute ein ausführlicher Bericht aus London vor. Um 11 Uhr des genannten Tages traten sämtliche Truppen des englischen Lagers unter Waffen und stellten sich zu beiden Seiten der Straße auf, welche nach dem Balahissar (der Citadelle von Kabul) führt. Mit dem Schlag 12 Uhr zog General Roberts, begleitet von seinem Stabe, den eingebornen Hüuptlingen und einer Cavalerie-Escorte, vom Lager aus langsamen Schrittes auf dieser Straße zur Citadelle. Die Truppen salutirten, die Trompeten schmetterten, und als der Zug vor der Citadelle angekommen war, wurden 31 Kanonenschüsse zur Begrüßung abgefeuert. Unter dem Vortritt zahlreicher Sirdars, unter denen sich des Emirs Sohn und Neffe nebst dem Hüuptling der Ghilzais befanden, bewegte sich der Zug an dem theilweise zerstörten brahma Gopandischahgebäude vorüber durch den Garten des Emirs nach dessen Palast, vor dem sich eine gewaltige Menge Volkes angesammelt hatte. Nur Jafar Khan glänzte durch seine Abwesenheit, er hatte sich mit Unwohlsein entzweigen lassen. Von einem der Fenster hielt der General nun an die versammelte Menge eine Ansprache, deren einzelne Theile erst in lateinischer, dann in persischer Sprache den Zuhörern verdommelt wurden. Dieser Ansprache ist zu entnehmen, daß die Bauarbeiten des Balahissar sammt allen anderen in der Stadt gelegenen, welche eine regelrechte militärische Besetzung bedürftigen könnten, zerstört werden sollen. Dem Bürger wird eine später festzusetzende schwere Geldbuße auferlegt werden, für die Stadt und deren Umgebung von 10 Meilen im Umkreise wird ein Militärgouverneur ernannt. Dieser Bezirk wird unter Kriegesrecht gestellt und alle in ihm Befindlichen werden aufgefordert werden, ihre Waffen abzuliefern. Wer nach Verkauf einer Waffe noch Waffen trägt, verfällt der Todesstrafe. Alle, die sich noch im Besitze von Eigenthum befinden, welches der letzten Besatzung gehörte, werden aufgefordert, es sofort abzuliefern, widrigenfalls sie den schwersten Strafen verfallen. Für die Angabe und Ueberführung eines Jeden, der bei der letzten Mordthat betheiltig war, werden 50 Rupien als Belohnung gezahlt; für einen Hauptmann oder Officier niedrigen Ranges 75 Rupien; für einen Stabsofficier 125 Rupien. Jedes abgelieferte englische Gewehr wird mit Rupien bezahlt werden. — Nach dieser Ansprache bewegte sich der Zug wieder nach dem Lager zurück, worauf die Truppen in ihre Quartiere einrückten.

— (Wom Ex-König Ketschawo.) Der Capitän Bericht-erstatler der „Times“ schreibt unter dem 23. September: Ketschawo scheint sich im Capltadt-Castell, wo er sorgfältig untergebracht, gut gefeindet und mit allen Bedürfnissen versehen ist, ganz behaglich zu fühlen. Ein ihn zwei Stunden verbringt er täglich auf der Zehnensbastei, wohin ihn seine Diener begleiten; er unterhält sich mit denselben und schnupft dabei nach Zulu-Art. Bismarck läßt er sich mit seinem Dolmetscher oder Capitän-Boote oder einem Beamten-Officer oder sonstigem Besucher in Conversation ein. Die illustrirten Londoner Zeitungen zeigen Ketschawo großes Vergnügen zu bereiten, insbesondere diejenigen, welche Sitzungen aus dem Zukunftsgehalt enthalten, deren Details er mit vieler Schärfe und Intelligenz kritisiert. Neuaufkommene sind gewöhnlich überaus oft von dem gemüthlichen, offenen Ausdruck des berühmten darbarischen Königs, dessen Wink ein Befehl und dessen Wort Gesetz war. Es ist jedoch keine Frage, daß er weit über dem gewöhnlichen Zulu steht. Er besitzt eine wunderbare Haltung und unerkenndbare Zähigkeit und Stärke des Charakters. In Bezug auf Garnet Wolseley's Regelung der Angelegenheiten im Zululand, verhält sich Ketschawo schweigend. Er sagt: „Ein todtter Mann kann nicht sprechen, und ich bin ein todtter Mann.“

— (Ein neuer Corvinus-Codex.) Der Universitätsdocent Dr. Béla Czobor, welcher sich gegenwärtig mit Regierungs-Subvention auf einer Studienreise ins Ausland befindet, hat in einer herzoglichen Bibliothek einen bisher gänzlich unbekanntem Corvinus-Codex entdeckt. Es ist dies ein für den Franziskanerorden geschriebenes Missale aus dem Jahre 1469. Die Schönheit der Miniaturen, sowie die prächtige Ausführung der Initialen wird nur in wenigen Codices erreicht. Das erste Blatt zeigt die künzliche Gestalt des Königs Mathias mit reichem goldenen Mantel und der Krone auf dem Haupte. Unter dem Bilde befindet sich folgende (lateinische) Inschrift: „Joh. Mathias, König von Ungarn, übertrug dieses Missale dem aus Ungarn stammenden Bruder Thomas, nach dessen Tode dieses Buch jenem Deden verblieb, bei dem er seine letzte Tage vollendete.“ Nach dem Könige befindet sich das große ungarische Wapp mit dem Corvinischen Krönchen. Am Schluß des Missale ist folgende Inschrift zu lesen: „Im Jahre des Herrn 1469 wurde dieses Buch beendet per manus Geory (Györy = Raader) Catho-

dralis et Institor in Wyenna deo g. (gratias).“ Der Besitzer des Codex hat die Hervorhebung auf photographischem und schriftlichem Wege gestattet, wünscht jedoch vorläufig die Geheimhaltung des Ortes, an dem sich derselbe zur Zeit befindet.

— (Das Barthaar des Propheten.) Die „Times of India“ berichtet über einen sonderbaren Proceß, der vor Kurzem in Madras zum Austrag kam und die lebhafteste Aufregung unter der dortigen muslimännischen Bevölkerung hervorrief. Es handelte sich um eine kostbare Reliquie, um ein Barthaar des Propheten Mahomed, welches unter dem Namen „Aussaree Scharif“ in einer Moschee von Madras aufbewahrt wird und seitens der Mohandamer Indiens Gegenstand eines förmlichen Cultus ist. Aus allen Provinzen strömen die Gläubigen herbei, um vor der Reliquie ihre Andacht zu verrichten. Der Wächter dieses geheiligten Schatzes empfängt von der indischen Regierung eine Monatspension von etwa 120 Francs, welche ein Nabob als Regat für ewige Zeiten gestiftet hatte. Nach dem Tode des letzten Wächters bewarben sich sechs Concurrenten um die Stelle, welche durch die Freigebigkeit der frommen Pilger eine sehr lucrative ist. Nach langen Verhandlungen traten drei der Candidaten von der Bewerbung zurück. Der Oberwächter von Madras hatte es demnach bloß mit drei Postulanten zu thun und fällte seine Entscheidung mit einer Weisheit, welche Salomon Ehre gemacht haben würde. Unter den drei Ansprüchsberechtigten befand sich auch eine Frau, welche sogleich ausgeschloffen wurde, da sie als Weib sich nicht zur Ausübung religiöser Functionen eigne. Die beiden anderen waren Brüder. Der Älteste entschied nun, daß die Bewachung des Aussaree Scharif dem Ältesten der Brüder übertragen werde, doch sollten die außerordentlichen Einkünfte des neuen Wächters in dem Theile getheilt werden, von denen einen der Wächter selbst, den anderen sein jüngerer Bruder, den dritten endlich die abgewiesene Frau erhalten soll. Die Monatspension hingegen wurde dem neuernannten Wächter zum ungetheilten Bezuge überwiesen.

— (Ein fluger Papagei.) In Bayard Taylor's (des verstorbenen amerikanischen Gesandten in Berlin) im Octoberheft der deutschen Revue mitgetheilten Studien über das Thierleben, übersezt von der Witwe des Autors, Marie Hansen-Taylor, wird folgende hübsche Papagei-Geschichte erzählt: Drei Wochen nach der großen Feuerbrunst in Chicago, im Jahre 1871, sah ich einen Papagei, der sich vom Schicksale errettete, dem sämmtliche Schätze des Hauses, welchem er angehört, verfielen. Er war das Eigenthum einer alten Freundin, Mrs. Kirkland, gewesen und daher deren Tochter doppelt werth. Als es augenfällig wurde, daß auch ihr Haus der Zerstörung anheimfiel und die rothe, vom Ocean gepeitschte Flammenmasse herangejagt kam, sah Miß Kirkland sogleich, daß nichts zu retten sei, als das, was sie augenblicklich ergreifen könne. Vor ihren Augen befand sich Zwierviel, das ihr gleich theuer war: — der Papagei und die alte Familienbibel; mehr denn eins von beiden war sie jedoch nicht im Stande, hinwegzutragen. Nach augenblicklichem Bedenken ergriff sie die Bibel und war im Begriff, damit fortzuziehen, als der Papagei laut und feierlich ausrief: „Herr Gott, erbarme Dich unser!“ Welches menschliche Herz hätte wohl diesem Ausruf zu widerstehen vermocht! Die wertvolle Bibel ward geopfert und der Papagei gerettet. Dieser Vogel besaß in Wirklichkeit einen bedeutenden Scharfsinn. Ich habe ihn ja und nein auf Fragen antworten hören, die bunt durcheinander gestellt, bald die eine, bald die andere Antwort zuließen, und er bestand die Probe vollständig. In dem Hause, wo er vorläufig eine Zuflucht gefunden, stellte sich Abends häufig Besuch ein und darunter ein Herr, welcher die Unterhaltung ausschließlich an sich zu reißen pflegte. Den ersten Abend, an dem der Papagei zugezogen war, hörte er eine zeitlang schweigend zu, dann sagte er zum Erstaunen und vermuthlich zur Stärkung aller Anwiesenden: „Sie sprechen viel zu viel!“ Der Herr gerieth zuerst etwas in Verlegenheit hierüber, nahm jedoch gleich darauf den unterbrochenen Redeßuß wieder auf. Jetzt aber bog der Papagei den Kopf seitwärts, gab ein unbeschreiblich komisches und verächtliches „hm—m!“ von sich und fügte dann hinzu: „Da g'ht's schon wieder, los!“ Wenn es überhaupt einen „oiseau terrible“ gibt, ist es der Papagei; der Instinct, der ihn zur Entdeckung dessen, was ärgert und peinigt, hinkleitet, hat etwas Diabolisches.

— (Ehingen.) Wie man eine Religion thätkräftig passirt, das kann man von den Chinesen lernen. Die guten Söhne aus dem Reich der Mitte haben im Jahre 1874 das mohamedanische Reich Yü-man, das ihnen schon früher gehörte, sich zurückerobert und suchen nun n. t. aller Gewalt die Mohamedaner dem Islam abtrünnig zu machen und zum Heidenthum zu „bekehren.“ Berichten zu Folge, die dem indisch-arabischen Blatte „Akbar“ aus Arafia zukommen, hat die chinesische Regierung auf ihre Kosten bei fünf-tausend Wölkern der verschiedensten Art anfertigen und sie in den Häusern dieser Stadt vertheilen lassen. Die Wölkern werden im Hofe oder vor dem Thore aufgestellt und der Hauseigentümer muß täglich dem so bei ihm einquartierten Gott eine Portion Weibrauch streuen und ihn auch von Zeit zu Zeit von Kopf bis zu a Fuß mit einem schönen „Gwan“ neu kleiden. Die Ueberwachung der Wölkern ist der Polizei anvertraut, der mehrere Wogen (Briefer) hilfe-leistend zur Seite stehen. Das ist die zwangswäise Wölkern-Einquartierung. Schwört nun ein Mohamedaner in aller Form seinen Glauben ab, so wird sein Haus für hundert Jahre steuerfrei erklärt und er selbst erhält von der Regierung eine Decoration, wie z. B. einen Knopf, eine Pfauenfeder etc.

Auregungen.

Erinnerungen von einer Bernfsreise in die Türkei aus den Kriegsjahren 1877—78.

Von D. v. B.

(29. Fortsetzung aus Nr. 247.)

Noch eine Biegung in eine enge Gasse hinein und an deren Ende beim dichten Menschenhaufen angelangt, welcher eben mit dem Böfchen nachließ und deren Wasserfchläuche noch bereit standen, fand ich mich einem glühenden Biered gegenüber, wo Alles schon niedergebrannt war. Ich umging dasselbe von respectabler Entfernung, fand aber keine noch stehenden Mauerwände, keine Balken, nichts; Alles war zu einem Lohhaufen zusammengesunken. Es standen da noch den vorhergehenden Abend elf 2—3 stockhohe Häuser der Straße Kerketefski-Sofak, durchaus von Holz gebaut, welche in einigen Stunden bis zur Erde niedergebrannt waren. Glücklicher Weise war der Wind gar nicht heftig, sonst hätten wir einen der riesigen Brände erlebt, wie sie in Konstantinopel, wegen der Häuserbauart, leider so häufig sind. Man sieht noch jetzt, wenn man von Galata nach Kojim-Bascha hinausgeht, ganze Straßen und Quartiere zerstört, noch in dem Zustande, wie sie nach dem Brande geblieben. Hier in Sclari wurde in dieser Nacht vom 11. auf den 12. September nicht so viel eingebrannt, die Brandstätte, ebenfalls hölzerner Häuser, wurde gerettet. Nachdem ich mich bereit umgesehen und gesehen, daß da für mich nichts zu thun war, machte ich kehrt und fand nach wieder halbtündigem Hin- und Herrennen den Weg hinab von den Hügel zum Bosporusufer, allwo ich angekommen, umsonst nach dem Kaiserthum rief, er war, nämlich der meinige, den ich zum Andar-venir mit theueren 2 Francs gemietet hatte, verschwunden. Ich hatte mich auf die Ehrlichkeit des Kaiserthum verlassen, trotzdem in meiner Reisebüchlein eine Warnung gegen diese Taugenichtse stand, ich hatte mich überböheln lassen und hatte nun das Nachsehen. Glücklicher Weise er,

